



© Tyler Olson / Fotolia.com

# smd transparent

Neues aus Schüler-SMD, Hochschul-SMD, Akademiker-SMD und SMD-International

Nr. 01\_März 2012

## Kleines, altes Deutschland

### \_Singles, Familien und Gemeinden im demografischen Wandel

„Enkelkinder besuchen ihren Großvater“, so lautet die Beschreibung zu unserem Titelbild oben. Man möchte einen leichten Seufzer ausstoßen: „Ach, wie schön!“ Der Großvater umringt von seinen Lieben. Nicht selten erzählen Studenten aus unseren Hochschulgruppen von Familienfesten, auf denen Großeltern, Eltern sowie zehn oder mehr Enkelkinder versammelt sind. Doch dieses Bild trügt. Schaut man auf die Statistik, hat ein Ehepaar, das 1970 das erste Kind bekam, heute 1,96 Enkelkinder. Erwiesen ist allerdings, dass religiöse Eltern zu größeren Familien mit mehreren Kindern neigen. Die Ge-

#### Zum Thema:

**denken**  
Demografischer Wandel: Ernüchternde Fakten \_5

**glauben**  
Wie Gott sich Familie denkt \_8

**erleben**  
Kleine Lebenskreise als Antwort auf Singlehaushalte \_10

#### Außerdem

Dritter Lebensabschnitt: „55plus“ \_18

Als Christ Wissenschaft betreiben \_19

Ist der Euro noch zu retten? \_22

burtenrate ist eine wichtige Größe bei der Betrachtung des demografischen Wandels. Damit die Bevölkerung in Deutschland einigermaßen gleich groß bleibt, müssten pro Frau 2,08 Kinder geboren werden. Der tatsächliche Wert liegt seit Jahren bei 1,4 Kindern allgemein und bei 1,8 bei religiösen Menschen. Die erste Beobachtung lautet also: Die Deutschen werden weniger. Dass die Gesamtbevölkerung bisher nicht stark geschrumpft ist, liegt einzig an der Zuwanderung von Menschen aus dem Ausland. Beobachtung Nr. 2: Die Deutschen kommen in die Jahre. Durch die immer höhere Lebenserwartung der Menschen wird die Zahl der Alten erheblich ansteigen. Auch wenn sich die tatsächliche Bevölkerungsentwicklung nie völlig exakt prognostizieren lässt, könnte es laut Statistischem Bundesamt 2050 doppelt so viele Rentner wie Kinder geben. Erst Anfang Februar hat Bundesgesundheitsminister Daniel Bahr auf diese Situation reagiert und die finanzielle Unterstützung von „Pflege-WGs“ angekündigt: Wohngemeinschaften pflegebedürftiger Menschen sollen bis zu 20.000 Euro Starthilfe bekommen. Beobachtung Nr. 3: Immer weniger Deutsche arbeiten: In den nächsten 40 Jahren werden immer weniger Erwerbsfähige für immer mehr Rentner aufkommen müssen. Besonders spürbar wird dies, wenn die Generation der „Baby-Boomer“ in den Ruhestand tritt.

Welche direkten und indirekten ökonomischen Folgen der demografische Wandel mit sich bringt, schildert Ekkehard Schrey ab Seite 5. Sein Artikel geht auf einen Vortrag auf einer Fachtagung der Akademiker-SMD zurück. Dort wurde auch besprochen, welche Folgen der Wandel für christliche Singles, Familien und Gemeinden hat. Auch diese Beiträge von Johannes Reimer und Bertram Harendt haben wir für Sie in dieser Ausgabe dokumentiert. Wir wünschen gewinnbringendes Lesen! ■

*Christian Enders, Redaktion*

# Herausforderung demografischer Wandel

## „Deutschland steht vor großen Veränderungen. Was heißt das für Familie und Gemeinde? Beiträge der SMD-Fachgruppe „Wirtschaft&Gesellschaft“

**Die Menschen in Deutschland leben immer länger, zugleich gibt es immer weniger junge Leute. Die klassische Alterspyramide mit einem breiten Sockel junger Menschen und einer kleinen Spitze älterer Menschen wirkt schon rein äußerlich deformiert. Der demografische Wandel ist im vollen Gang. Auf der letzten Tagung der SMD-Fachgruppe „Wirtschaft und Gesellschaft“ skizzierte Ekkehard Schrey Fakten und Folgen. Seinen Vortrag geben wir hier gekürzt wieder.**

Demografischer Wandel – den Begriff kennen wir vermutlich alle. Aber was bedeutet er? Merken wir etwas davon? Für mich wird der demografische Wandel schon im persönlichen Umfeld spürbar. Ich bin 54 Jahre alt, meine Frau und ich haben einen Sohn. Meine beiden verheirateten Brüder haben beide jeweils eine Tochter. Damit besteht „meine“ Generation also aus insgesamt sechs Personen, die zur Zeit insgesamt drei Nachkommen haben. Das ist eine Halbierung der Population! Für uns persönlich bedeutet das zur Zeit noch nichts – das ist für uns Normalität. Aber mir ist klar: Einiges, was in der Generation vor uns möglich war, wird in Zukunft nicht mehr möglich sein. Meine Großmutter wohnte bis zu ihrem Lebensende mit 96 Jahren in ihrer eigenen Wohnung. Von ihren sieben Kindern lebten sechs am gleichen Ort, von denen sie im Alter gepflegt werden konnten. Das war für alle eine ziemliche Belastung. Aber es war machbar. Bei mir selbst ist aufgrund einer Erkrankung absehbar, dass ich früher als normal pflegebedürftig werde. Die Erwartung, dass der einzige Sohn die Pflege übernimmt, ist für mich weltfremd. Er soll eine Familie gründen und sein eigenes Leben

leben! Neben meiner Frau bleiben also nur die Pflegedienste und vielleicht irgendwann ein Umzug in eine behindertengerechte Wohnung. Damit sind wir mitten im Thema – Herausforderungen durch den demografischen Wandel.

### Babyboomer und Pillenknick

Was genau da auf uns zukommt, wird keiner so genau wissen. Doch wir können uns einige Zahlen und Prognosen anschauen. Eine entscheidende Zahl in der Demografie ist der sogenannte Altersquotient (AQ). Er gibt die Zahl der über 65-Jährigen im Verhältnis zur jüngeren (arbeitenden) Bevölkerung an (zwischen 20 und 64 Jahren). Im Jahr 1963 lag der Altersquotient bei 21% – das war noch zur Zeit der „Babyboomer-Generation“ nach dem Zweiten Weltkrieg. Doch dann kam die Antibabypille und es entstand der sogenannte „Pillenknick“ in der Alterspyramide. So lag der Altersquotient 1980 bereits bei 27% und im Jahr 2008 bei 34%. Die „BabyBoomer“ sind heute zwar noch im Beruf, aber die Anzahl der Menschen, die ins berufsfähige Alter kommen, ist deutlich gesunken.

### Die Geburtenrate sinkt

Die entscheidende Kenngröße für diese Entwicklung ist die Geburtenrate (Kinder je Frau). Damit eine Bevölkerung langfristig gleich bleibt, ist bei einer geringen Kindersterblichkeit eine Geburtenrate von 2,08 nötig. Von 1950 bis 1965 stieg die Geburtenrate von 2 auf 2,5 an. Doch seit 1967 gibt es dann innerhalb von nur fünf Jahren ein Absinken auf eine Geburtenrate von nur noch 1,5 und darunter („Pillenknick“), wo sie seit dem geblieben ist. Die leichten Unterschiede zwischen BRD und DDR haben sich nach der Wiedervereinigung ausgeglichen, so dass die Geburtenraten in den alten und neuen Ländern heute praktisch identisch sind (1,4). Die niedrigen Geburtenraten sind übrigens kein rein deutsches Phänomen, sondern betrifft eine Reihe von Ländern. Polen, Japan, Italien, Spanien und Russland liegen noch unter den deutschen Zahlen. Ein großer Teil der Industrieländer bewegt sich im Bereich 1,7 bis 2,3. Dazu gehört interessanterweise auch die Türkei mit 2,2. Die Ausreißer nach oben sind die Entwicklungsländer mit Geburtenraten bis zu 8 – aber auch mit einer erheblichen Kindersterblichkeit.



## Bevölkerungsentwicklung: Mehr Todesfälle als Babys

Bis 1973 ist die Bevölkerung in Deutschland gewachsen. Doch seit dem gibt es in Deutschland mehr Todesfälle als Geburten, womit die Bevölkerungszahl zunächst schrumpfte. Dass die Bevölkerung in Deutschland dann ab 1985 wieder ansteigt, liegt einzig an der Zuwanderung von Ausländern. Für die zukünftige Entwicklung sind nun drei Parameter entscheidend: Geburtenrate, Lebensdauer und Einwanderung. Alle Prognosen machen für diese drei Parameter bestimmte Annahmen und rechnen dann die weitere Entwicklung hoch. Die Grundannahmen einer „mittleren“ Prognose sind: Die Geburtenrate bleibt bei 1,4, die Lebenserwartung entwickelt sich bis 2060 auf 85 Jahre für Jungen und 89,2 bei Mädchen, und es gibt eine jährliche Zuwanderung von 100.000 Personen. Im Ergebnis ergibt sich für das Jahr 2020 dann ein Altersquotient von 39% (im Vergleich zu 34% in 2008). Die Auswirkungen werden in den nächsten Jahren demnach noch nicht allzu gravierend sein.

Doch weitere zehn Jahre später wird es wohl ganz anders aussehen: Im Jahr 2030 liegt der Altersquotient bei 53%, 2040 steigt die Zahl auf 62% und 2060 schließlich auf 67%. Auch wenn man mit unterschiedlichen Grundannahmen rechnet, wird der Altersquotient nicht nur annähernd die Größenordnung von heute erreichen. Zusammengefasst bedeutet das: Den Maximalwert der Bevölkerung in Deutschland haben wir 2006 erreicht. In den nächsten Jahren werden wir einen gravierenden Rückgang der Bevölkerungszahl erleben. Selbst eine massive Zuwanderung würde das nicht komplett kompensieren.

Diese Veränderung des Altersquotienten in Verbindung mit den immer längeren Lebenszeiten führt aber noch zu einem andern Phänomen: es wird immer mehr „sehr alte“ Menschen geben. Viele Jahre lag der Anteil der über 80-Jährigen unter 3%. Heute liegt er bei ca. 5% und wird sich bis 2050 auf 15% verdreifachen. Das sind genau die Menschen, die am Ende ihres Lebens verstärkt auf Pflege und Hilfe angewiesen sein werden. Soweit die nackten Zahlen zur Demografie.

### Direkte ökonomische Folgen: Rentenversicherung

Welche Folgen wird die Veränderung der Demografie haben? Da wäre zunächst der Bereich der Altersversorgung. Dieses System steht auf zwei Säulen. Auf der einen Seite gibt es die gesetzliche Rentenversicherung (bzw. die Beamtenpensionen), auf der anderen die private Vorsorge. Die private Säule arbeitet dabei im Wesentlichen kapitalgedeckt. Während der aktiven Tätigkeit zahlt man Geld ein und bekommt es am Ende hoffentlich mit Zinsen wieder heraus. Die gesetzliche Rentenversicherung hingegen arbeitet nach dem Umlageprinzip.

Während der aktiven Tätigkeit zahlt man den Rentenversicherungsbeitrag, der praktisch direkt an heutige Rentner ausgezahlt wird. Bei der Rentenversicherung interessieren daher zwei Dinge: der Beitragssatz sowie die Rentenhöhe. Das Ziel der Politik ist es erstens, den Beitragssatz so niedrig wie möglich zu halten und zweitens die Renten weiterhin an die Nettoeinkommen zu koppeln. Das Problem ist nur, dass beide Ziele in Zeiten einer älter werdenden Bevölkerung nicht zusammenpassen. Die einzige Variable, diese beiden Ziele zu verbinden, ist die Altersgrenze. Eine höhere Altersgrenze bedeutet längere Zeiten der Einzahlung und kürzere Zeiten des Rentenbezugs. Des-

halb wird es in den nächsten Jahren noch heftige Diskussionen um die Altersgrenze geben. Der oben angesprochene Altersquotient wird bei einer Altersgrenze von 65 Jahren 2020 knapp unter 40% liegen. Wenn dieser Altersquotient bis zum Jahr 2030 so bleiben soll, brauchen wir allerdings eine Altersgrenze von 69 Jahren. Und wenn wir 2030 einen Altersquotient von 34% (wie 2008) haben wollen, bräuchten wir ein Renteneintrittsalter von 70 Jahren. Für das Jahr 2040 sieht es noch schlechter aus. Natürlich ist dies eine stark vereinfachende Darstellung. Ein generelles Renteneintrittsalter von über 70 wird speziell für körperlich anstrengende Berufe unrealistisch sein. Aber trotzdem zeigen die Zahlen, dass ein Renteneintrittsalter von 67 vermutlich nicht das Ende der Entwicklung bei der Altersgrenze sein kann.

Das bedeutet in der Konsequenz: der Handlungsrahmen bei der Rentenversicherung wird durch drei Aspekte gebildet: Beitragssatz, Rentenniveau und Altersgrenze. Bei gleichbleibendem Beitragssatz und Rentenniveau wird die Altersgrenze langsam auf über 70 Jahre ansteigen müssen. Wenn die Altersgrenze hingegen nicht verändert werden soll, müssen die Beitragssätze auf utopische Werte ansteigen. Und wenn sowohl Beitragssatz als auch Altersgrenze begrenzt werden, dann bleibt nur eine deutliche Reduzierung der Rente. Eine Prognose geht bis 2040 von einem massiven Anstieg des Beitragssatzes auf Werte im Bereich zwischen 27% und 31% aus.

### Krankenversicherung

Auch bei der Krankenversicherung wird die Änderung der Demografie Folgen haben – und die erleben wir schon. Lag der Beitragssatz zu meiner Studienzeit bei 10%, zahle ich heute 15,5%. Allerdings haben sich die Beitragsbemessungsgrenzen de facto mehr als verdoppelt und es gibt eine Reihe von Leistungsreduktionen. Da wir in Zukunft immer mehr alte Menschen haben werden, wird auch der Aufwand für medizinische Behandlungen deutlich ansteigen. Ein Beispiel: Die über 65-Jährigen machten 2002 knapp 20% der Bevölkerung aus, verursachten aber 43% der Krankheitskosten. Die 1,8% der über 85-jährigen Deutschen verursachten sogar 8,3% der Kosten. Je höher der Anteil älterer Menschen wird, umso höher werden also insgesamt die Krankheitskosten sein. Damit wird klar: der Gestaltungsspielraum zur Steuerung des Beitragssatzes der Krankenversicherung ist deutlich geringer als bei der Rentenversicherung, sofern man nicht irgendwann Gesundheitsleistungen „rationiert“. Allerdings gibt es noch eine relativ große Streubreite der Prognosen für den Beitragssatz.

### Pflegeversicherung

Das Ziel der Pflegeversicherung wird sein, möglichst geringe Beiträge bei gleichzeitig möglichst guter Pflege. Beides wird allerdings nicht gehen. Ähnlich wie bei der Krankenversicherung wird man



© Luftbildfotograf / Fotolia.com

auch bei der Pflegeversicherung von einem steigenden Bedarf nach Leistungen ausgehen müssen. Zentraler Punkt dabei sind die Pflegewahrscheinlichkeiten. Bis 60 ist die Wahrscheinlichkeit relativ gering, dass man pflegebedürftig wird. Mit 80 liegt sie aber schon bei 10% und darüber steigt sie signifikant an. Bei den 90-Jährigen liegt sie bereits bei etwa 50%. Nun gibt es einige Hinweise, dass sich in der Zukunft das Pflegeeintrittsalter zu einem höheren Alter verschieben wird, weil die Menschen länger fit bleiben. Doch selbst wenn man von einer deutlich sinkenden Pflegequote ausgeht, werden die Zahlen deutlich höher sein als heute. Damit ist klar: Der Beitragssatz wird bei gleichbleibenden Leistungen ansteigen müssen. Die Frage stellt sich: Werden diese Beitragssätze in der Zukunft politisch durchsetzbar sein? Wir reden ja über einen Anstieg der Sozialversicherungsbeiträge von heute insgesamt 40% (RV, KV, PV, AV) auf Werte im Bereich von 60%. Anhand der Zahlen wird klar: die Herausforderungen sind gewaltig.

### Indirekte ökonomische Folgen

Neben diesen direkten ökonomischen Folgen des demografischen Wandels wird es auch indirekte ökonomische Folgen geben: Das Arbeitskräfteangebot in Deutschland wird sich massiv verändern. Zukünftig stehen einer immer größer werdenden Zahl älterer Erwerbstätiger immer weniger jüngere Erwerbstätige gegenüber. Gleichzeitig verringert sich auch die Gruppe der jungen Menschen, die am Ausbildungsmarkt und perspektivisch am Arbeitsmarkt zur Verfügung steht. Diese Entwicklung wird allerdings regional sehr heterogen verlaufen. Länder wie Schleswig-Holstein werden von 2006 bis 2025 einen Rückgang der 19-24-Jährigen um gerade mal 8% erleben. Aber speziell in den östlichen Bundesländern werden die Folgen brutal sein. Der Anteil junger Menschen wird bis um die Hälfte sinken.

Zugleich wird der demografische Wandel zu einem erhöhten Bedarf an Fachkräften führen. Das betrifft z.B. den Pflegebereich, wo schon heute regional zahlreiche Stellen nicht besetzt werden können. In 20 Jahren werden wir vermutlich 50% mehr Pflegebedürftige als heute haben – und gleichzeitig eine deutlich geringere Anzahl von Menschen im berufstätigen Alter. Auch im Bereich Technik werden Fachkräfte fehlen. Ein großer Teil unserer Volkswirtschaft basiert auf technischen Produkten. Insbesondere bei den exportierten Waren und Dienstleistungen haben technische Produkte einen sehr großen Anteil. Ohne eine ausreichende Zahl von Fachkräften wird das so nicht bleiben. Für einzelne Unternehmen bedeutet das im Extremfall: Produkte können nicht entwickelt werden, weil keine Entwickler da sind. Daher können sie nicht produziert werden, obwohl die Produktionskapazitäten vorhanden sind. Die Folgen dieses Arbeitskräftemangels auf die Volkswirtschaft wird man heute nicht berechnen können – aber dieser Mangel wird nicht folgenlos bleiben.

### Gesellschaftliche Folgen: Immer weniger klassische Familien

Auch im gesellschaftlichen Bereich hat der demografische Wandel Folgen. Das sichtbarste Zeichen dafür sind die Größe der Familien bzw. die Größe der Haushalte. Die Anzahl der Haushalte mit drei, vier und mehr Personen ist in den letzten Jahrzehnten drastisch zurückgegangen. Gleichzeitig sind Haushalte mit einer oder zwei Personen signifikant größer geworden. Es wird damit gerechnet, dass sich die Anzahl der Haushalte insgesamt von heute knapp 40 Mio. auf gut 41 Mio. erhöhen wird. In Verbindung mit einer um etwa 5 Mio. geringeren Bevölkerung ergibt sich dann eine gravierende Erhöhung der Zahl „kleiner“ Haushalte. Gleichzeitig sehen und spüren wir immer mehr, wie sehr sich die Gesellschaft und damit unser Zusammenleben ändern wird. Wir merken, dass es die „klassischen“ Familienstrukturen in Zukunft immer weniger geben wird. In der Konsequenz bedeutet das: immer weniger Menschen erfahren als Kinder Familie oder eine Gemeinschaft, in der man zusammenhält. Damit bekommen immer weniger Menschen das mit, was man so oft als „Sozialkapital“ bezeichnet.



© Henrik G. Vogel / pixelio.de

### Zusammenfassung und Ausblick

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die Herausforderungen durch den demografischen Wandel sind gewaltig: Rentenversicherung, Krankenversicherung und Pflegeversicherung – diese drei sozialen Sicherungssysteme haben bereits Änderungen erfahren und müssen sich weiter ändern. Auch im Hinblick auf den Arbeitsmarkt gibt es immer mehr Reaktionen. Ein Ansatz ist zum Beispiel die Erhöhung der Beschäftigungsquote. Diese Frage ist verbunden mit der Frage, wie Frauen noch intensiver in Unternehmen tätig werden können. Dazu gehört das Thema Kinderbetreuung. Andere Unternehmen fangen an, sich die Frage zu stellen: Wie können wir Mitarbeiter möglichst lange bei uns arbeiten lassen? Dann die Herausforderung Pflege: 2010 waren in Deutschland etwa 2,4 Millionen Menschen pflegebedürftig. Davon wurden etwa zwei Drittel in häuslicher Umgebung versorgt. Davon wiederum etwa zwei Drittel ausschließlich von Angehörigen. Das bedeutet, dass etwa 50% der Pflegebedürftigen heute ausschließlich durch Angehörige betreut werden. Aber wie wird sich das in der Zukunft entwickeln, wenn immer mehr Menschen immer weniger Angehörige haben?

So verwundert es nicht, dass das Thema Familie von der Politik aufgegriffen wird. Ein augenfälliges Beispiel für die Neuentdeckung des Familienbegriffs sind die Mehrgenerationenhäuser. Das Familienministerium schreibt dazu: „Der demografische Wandel hat die Lebensverhältnisse verändert. Familien leben heute nicht mehr selbstverständlich unter einem Dach. Mehrgenerationenhäuser reagieren darauf: Sie nutzen die Potenziale aller Generationen – gerade auch außerhalb der Familie.“ Die Lösungsansätze der Politik gehen in Richtung eines neuen „Miteinanders“. Es scheint fast so, als ob es sich dabei um eine „Neuentdeckung“ der Familie oder zumindest der Werte einer Familie handelt. Familien stärken – kleine Lebenskreise fördern. Damit sind wir beim Thema dieser Transparent-Ausgabe. ■

*Dr.-Ing. Ekkehard Schrey, Professor für Informatik aus Oberhausen, Mitarbeiter der Fachgruppe „Wirtschaft und Gesellschaft“ der Akademiker-SMD*







# Familie im sozialen Wandel

## „Das bürgerliche Familienbild ist unbiblich. Wie reagieren Gemeinden?“

**Die Familie als Keimzelle der Gesellschaft ist im Prozess des sozialen und demografischen Wandels instabil geworden – und das hat Folgen für Gesellschaft und Kirche. Die christliche Gemeinde hat hier eine besondere Aufgabe. Wie sehen ihre Herausforderungen aus? Dazu sprach Johannes Reimer bei der SMD-Fachgruppe „Wirtschaft und Gesellschaft“. Sein Referat geben wir hier gekürzt wieder.**

In Folge des Wandels ist das traditionelle Ehe- und Familienideal an den Pranger gestellt worden. Aber ist damit der christliche, biblische Entwurf gemeint? Die traditionelle Vorstellung von Ehe und Familie in unserer Kultur verdankt ihre Entstehung einer auf Glaubensideale des Christentums bauenden, patriarchalisch geprägten Gesellschaft. In dieser Gesellschaft war das Verhältnis zwischen den Eheleuten und ihren Kindern eindeutig geklärt: Der Mann war das Oberhaupt, Frau und Kinder hatten ihm Gehorsam zu leisten, wenn sie Gottes Wort treu bleiben wollten. In einer solchen Konstruktion war der Mann für die öffentliche Gestalt und für die wirtschaftliche Versorgung seiner Angehörigen als Haupt der Familie, die Frau für die Haushaltsführung und Kindererziehung zuständig. Weil dieses bürgerliche Ideal als christliches Ideal verstanden wird, wendet sich die heutige Kritik massiv an Kirche und Gemeinde. Wenn das, was die bürgerliche Familie darstellt, „Gottes Ordnung für Ehe und Familie“ ist, dann ist die Herausforderung nicht nur eine veränderte soziale Lage, in der sich die Gemeinde zu bewegen hat, sondern ein Angriff auf die christliche Familie per se. Wer sich diesen Herausforderungen stellen will, sollte aber zunächst klären, wo wir Christen ansetzen müssen, bevor wir uns an Lösungen wagen.

### Herausforderung 1: Was will Gott mit Ehe und Familie?

Die rasche Veränderung der familialen Formen führe in unserer Gesellschaft zum Zerfall der Familie als Kerninstitut der Gesellschaft, wird immer wieder behauptet. Vielleicht. Die Frage ist allerdings, ob die neuen Formen wirklich so neu sind oder doch immer schon in der Gesellschaft parallel zu den traditionellen Formen der Ehe und Familie existierten. Fest steht, dass wir im dekadenten Rom des ersten Jahrhunderts die meisten heute als alternative Lebens- und Familienformen gepriesenen Modelle vorfinden und wir deshalb annehmen können, dass die Urgemeinde von Anfang an nach Wegen Ausschau hielt, solchen zu begegnen. Wer sich nun mit dem biblischen Familienideal des Neuen Testaments auseinandersetzt, der – so könnte man annehmen –

findet darin eine grundsätzliche Befähigung, den familialen Herausforderungen auch unserer Zeit zu begegnen. Gegenstand der Theologie war dabei, so scheint es, an erster Stelle nicht das WIE, sprich die Form des ehelichen und familiären Lebens, sondern das WAS.

**Die Gemeinde heute sollte sich somit nicht mit der Verteidigung traditioneller bürgerlicher Kleinfamilienideale beschäftigen,** sondern viel grundsätzlicher dem Ideal Gottes zur Familie Raum geben! Was und wozu ist also, biblisch gesehen, Ehe und Familie? Verständlicherweise kann an dieser Stelle keine vollständige Ehe- und Familienlehre der Bibel vorgestellt werden. Die biblische Rede von der Ehe beginnt in Genesis 1,26-28. „Und Gott sprach: Lasst uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alle Tiere des Feldes und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht. Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht.“

Wozu hat Gott den Menschen geschaffen? *Erstens:* Gott hat den Menschen in der Zweiheit geschaffen, weil er will, dass sich das menschliche Geschlecht auf der Erde ausbreitet. Nur in der engen Gemeinschaft zwischen Mann und Frau entsteht Leben. Die Ehe ist somit Keimzelle des Lebens auf der Erde. *Zweitens:* Gott hat den Menschen als Mann und Frau zu seinem Ebenbild geschaffen, weil er das Leben

auf der Erde ordnen will. Der Mensch hat ein Mandat: er soll auf der Erde herrschen, sprich sie sinnvoll bebauen. Und er soll es im Kollektiv von Mann und Frau machen! Wo immer dieses Kollektiv unvollständig ist, da heißt sein Urteil: „Nicht gut!“. *Drittens:* Gott will die Zweiheit des Menschen auf der Erde, weil er ein Ebenbild braucht. Er, dieser zweipolige Mensch, ist Gottes Gegenüber, sein liebster Gesprächspartner. Die Ehe und Familie ist somit die Keimzelle des Glaubens und des Gottvertrauens auf der Erde.

Diese drei Aussagen konstituieren das WAS der Ehe und der Familie. Sie begründen die kulturelle und zivilisatorische, ja auch die religiöse Erfolgsgeschichte der Menschheit. Ist mit diesem Bild vom Wesen der Ehe die patriarchalische bürgerliche Familie bestätigt? Nein! Die gesellschaftliche Festlegung der Rollen von Mann und Frau führte nicht zur Einheit der beiden in der Ehe, sondern zur Hierarchie – nicht zur gegenseitigen Unterordnung, wie Paulus es fordert (Eph 5,21), sondern zur Dominanz des Mannes über die Frau. Aus der Ebenbildlichkeit der Zweiheit des Menschen entwickelte sich eine Ebenbildlichkeit nur des Mannes – und damit jene Dominanz, die erst den Protest und die Emanzipation der Frau und damit den Zerfall der bürgerlich-patriarchalen Familie ermöglichte. Ein gesundes biblisches Eheideal sieht vielmehr Gott als Haupt vor – weder Mann noch Frau.

Ist damit eine Gleichgestaltung der Geschlechter gemeint? Nun, sicher nicht. Warum auch? Was gefordert ist, sind nicht gegenseitige Anpassungen der Geschlechter, sondern die Wiederentdeckung des eigenen, charakteristisch weiblichen oder männlichen Beitrags zum Ganzen. In einer christlichen Gemeinde, die das will, wird die Gender-Frage nicht nach populistischen, aber auch nicht nach traditionell-patriarchalischen Gesichtspunkten gelöst, sondern einzig und allein biblisch. Und hier haben beide – Mann und Frau – ihren gleichberechtigten, wenn auch nicht immer gleichartigen Beitrag zur Mission Gottes in der Welt und in der Gemeinde.

## Herausforderung 2: Individualismus

Die Krise der Familie ist ein Kind des Individualismus. Der Individualismus, und in seinem Gefolge der Pluralismus, resultiert im Verlust der Tradition und normierenden Wahrheit als Handlungsbasis. Wer keine Orientierung für seine Entscheidungen mehr hat, wer seine Normen und Werte an sich selbst orientiert, kommt früher oder später in eine tiefe Identitätskrise. Kann der christliche Glaube, kann die Gemeinde Jesu hier nun helfen? Und ob! Sie kann, weil sie im Unterschied zum Zeitgeist dem Individuum ein Maximum an Gestaltungsfreiheit gibt. Hier ist jeder Mensch für sich genommen „Gottes Werk, geschaffen zu guten Werken, die er [Gott] zuvor bestimmt hat, dass wir darin wandeln sollen.“ (Eph 2,10) Nichts ist so sehr im christlichen Glauben gewollt, so angestrebt, wie die Selbstverwirklichung. Sein wahres Ich zu ent-

decken und dann alles zu tun, dass dieses von Gott geschaffene Ich zum Tragen kommt – das ist es, was Gott mit uns will. Hierfür hat er die Gemeinde geschaffen. Hierfür hat er in der Gemeinde Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer eingesetzt, damit sie die Heiligen zurüsten zum Werk IHRES Dienstes (Eph 4,11-12).

Hier liegt der Unterschied zum modernen Zeitgeist. Dieser wirft den Menschen auf seiner Suche nach der eigenen Biografie auf sich selbst zurück und lässt ihn schnell in der Selbstverwirklichung vereinsamen. Der christliche Glaube ordnet dagegen den Einzelnen einem unterstützenden Kollektiv von Gleichgesinnten zu. Statt zu vereinsamen, wird man hier aufgebaut, getragen und gefördert. So ist die Antwort auf die Herausforderung des Individualismus nicht weniger Gemeinde, sondern geradezu umgekehrt – mehr Gemeinde.

Wo die Gemeinde als Botschafterin der Versöhnung zwischen dem Mensch und seinem Selbst, zwischen Mensch und Mensch und zwischen dem Menschen und seiner Umwelt auftritt (1Kor 5,18-21), da öffnen sich Räume zur Entfaltung von Frauen und Männern, von Ehen und Familien.

## Herausforderung 3: Der familiäre Wandel

Wenn die Gemeinde Jesu sich dessen bewusst wird, was Gott mit ihr und den Familien in ihr in dieser Welt vorhat, dann kann sie sich an die Gestaltung der familialen Formen und Normen in der postmodernen Gesellschaft wagen. Damit steht die Gemeinde vor der enormen Herausforderung, in der Gesellschaft nicht nur Familie zu leben, sondern auch Familien zu heilen. Gemeint ist eine auf Familie bezogene Mission der Gemeinde.

Stellen Sie sich einmal vor, Sie bauen Gemeinde in einer deutschen Großstadt und in ihrem Viertel leben Menschen, die sich in ihrer Partnerschaft quer durch die familialen Alternativen mühen. Wie sprechen Sie diese auf ihr Leben und auf die Alternative einer vom Evangelium gestalteten Lebensweise an? Ein möglicher Zugang wäre das, was wir Mehrgenerationen-Haus nennen. Hier versuchen Menschen unterschiedlichen Alters und Orientierung einander zu helfen, das Leben sinnvoller zu gestalten. Hier wie nirgendwo sonst treten all die Brüche in der emanzipatorischen Ehe- und Familienpraxis zu Tage.



© Fotofreundin / Fotolia.com

Sie als Gemeinde entscheiden sich, ein solches Haus zu eröffnen und zu gestalten. Und Sie beginnen mit einer Bestandsaufnahme der Probleme vor Ort. Nicht selten ist diese bereits von anderen gemacht und liegt als Sozialraum-Analyse vor. Und dann gehen Sie die materiellen und sozialen Problem-Themen an. Laden Sie getrost die Einwohner des Stadtviertels ein, daran mitzuarbeiten. So entwickelt sich bald eine Lokalinitiative, eine Art Gemeinwesenarbeit, die potenziell Beziehungen und Vertrauen zu den Mitgliedern Ihrer Gemeinde und ihren Familien schafft. Und aus dem Vertrauen werden Gespräche, aus den Gesprächen Hilfsaktionen, aus dem Beistand Gebet und aus dem Gebet möglicherweise eine Entscheidung für ein Leben mit Gott. So wird das Chaos in der Gesellschaft geordnet – und das Reich Gottes nimmt wieder einmal Fahrt auf mit Männern und Frauen, ihren Beziehungen untereinander und ihren Familien. ■

*Johannes Reimer (57) ist Professor für Missionswissenschaft an der University of South Africa und der Theologischen Hochschule Ewersbach und leitet die Gesellschaft für Bildung und Forschung in Europa (GBFE). Er ist verheiratet mit der Pädagogin Cornelia Reimer und Vater von drei erwachsenen Kindern.*







# Gemeinsam ist man weniger allein

## „In kleinen Lebenskreisen teilen Christen mehr als nur Veranstaltungen“

„Es ist nicht gut, dass der Mensch allein ist“ – dieser Satz aus der Schöpfungsgeschichte ist Christen wohlbekannt, die gesamte Passage bildet die biblische Begründung der Ehe. Dieser Satz betrifft auch Menschen, die nicht in einer Ehe leben oder darauf zu leben. In unserer Gesellschaft leben immer mehr Menschen in Singlehaushalten. Ist das der richtige Weg? Über alternative kleine Lebenskreise sprach Bertram Harendt auf der SMD-Fachtagung „Wirtschaft & Gesellschaft“. Sein Referat geben wir hier gekürzt wieder.

Apostelgeschichte 2 schildert, wie sich alle für die christliche Gemeinde einbringen. „Sie hielten zusammen, feierten das Mahl Christi und beteten gemeinsam“. Das sind Kernverse zur Begründung gemeinsamen Lebens. In Apostelgeschichte 4 wird dies weitergeführt: Menschen, die zu Jesus gefunden haben, waren „ein Herz und eine Seele“. Niemand betrachtete Besitz als persönliches Eigentum – alles, was sie besaßen, gehörte allen gemeinsam. Das sind grundlegende Bibelaussagen, die immer wieder dazu führten, dass Christen Visionen entwickelten, wie sie Gemeinschaft auch über die eigene Familie hinaus leben können. Eine weitere Grundlinie dazu ist das Buch von Bonhoeffer „Gemeinsames Leben“ – eine Pflichtlektüre für alle, die sich mit gemeinsamem Leben auseinandersetzen. Das Buch ist nicht ungefährlich und kann vielleicht bewirken, dass sich im eigenen Leben tatsächlich etwas ändert. Eine weitere sinnstiftende Person ist Romano Guardini, ein katholischer Theologe: „Das ist der Gastfreundschaft tiefster Sinn, dass ein Mensch dem anderen Rast gebe auf der großen Wanderschaft zum ewigen Zuhause.“ Wenn man das ernst nimmt, hat das Auswirkungen. Dann bleibt man nicht in seinen privaten Kreisen stehen, sondern öffnet sich. Für die Entstehung der Jesus-Bruderschaft in den 60er-Jahren, eine Kommunität in Gnadenthal (Hessen), waren diese vier genannten Aspekte prägend und entscheidend. Als Christen sind wir aufgerufen, Lebensbezüge zu teilen – und nicht nur Veranstaltungen! Das gilt auch für das Thema der christlichen Gemeinde. Wenn wir nur sonntags zum Gottesdienst kommen und dann wieder nach Hause gehen, teilen

wir zwar Veranstaltungen, aber nicht unser Leben. Hauskreiskonzepte gehen in die richtige Richtung, aber gemeinsames Leben meint viel mehr. Wo und wie gelingt geteiltes Leben in den heutigen gesellschaftlichen Strukturen? Als Antwort auf diese Frage haben sich in der Vergangenheit immer wieder freiwillige, verbindliche und verpflichtende Lebensgemeinschaften gebildet.

### Lebensgemeinschaften

Bei Lebensgemeinschaften gibt man sich freiwillig hinein, geht Verbindlichkeiten ein, verpflichtet sich gegenüber den anderen (Regeln, Ziele, Leitbild, Aktivitäten). Daraus entsteht eine Beziehung, die der Gemeinschaft (dem Gemeinwesen) dient. Das gibt es in unterschiedlichen Konstellationen, Formen und kirchlichen Hintergründen – ob auf Zeit oder lebenslanger Profess, an einem Ort oder räumlich verteilt. Es führt zu sozialen Gestalten neben der Ehe, Familie und Gemeinde: Es entstehen und entstehen verbindliche Gemeinschaften wie Kommunitäten, Klöster, Orden, Wohngemeinschaften usw. All diese Namen meinen letztlich, dass sich Menschen freiwillig, verbindlich und verpflichtend zusammentun, aufeinander einlassen. Aus diesen gemeinsamen Lebenskreisen erwächst fast immer auch Aktivität. Denn wenn sich Menschen in Gruppen sinnstiftend zusammentun, entdecken sie einen Auftrag in die Gesellschaft hinein.

Sie werden vielleicht unternehmerisch aktiv, weil Leben und Arbeiten häufig zusammenfallen. Vielleicht diakonisch, theologisch, politisch. Auf jeden Fall mit einem Sendungsauftrag.

Wie kann das nun im Alltag aussehen? Ein persönliches Beispiel. Als junges Ehepaar mit Baby, noch mitten im Studium, kamen meine Frau und ich mit dem Alltag nicht mehr klar. In einem Semester bin ich durch alle Prüfungen gefallen und hatte keine Perspektive mehr. Zwei anderen jungen Paaren, zum Teil mit dem ersten Kind, ging es ähnlich. Dann kamen wir auf die Idee „Lasst uns zusammen wohnen!“ Mit Hilfe des Wohnungsamtes haben wir einen Altbau gefunden, in dem wir drei Wohnungen übereinander bekommen konnten. Von da an haben wir unseren Alltag gemeinsam gestaltet. Wir hatten feste Zeiten für die Mahlzeiten und haben gegenseitig die Kinder beaufsichtigt. So hatten wir einige Jahre gemeinsames Leben, aus der Situation junger Familien heraus, weil wir es brauchten. Am Ende meines Studiums hatten wir drei Kinder. Die Gemeinschaft war uns in dieser Zeit eine große Hilfe. Es ist wichtig, Voraussetzungen für ein gemeinsames Leben zu schaffen – und zwar in allen Schichten und Generationen der Gesellschaft. Auch im Alter kann das gelingen: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein ist – sondern eher mit Leuten unter einem Dach lebt, die er gut kennt. Henning Scherf, ehemaliger Bürgermeister von Bremen, hat das mit Freunden selber realisiert: eine Villa gekauft und in Eigentumswohnungen geteilt. Alles ältere Menschen, die sich gegenseitig helfen. (Tipp, Henning Scherf, Grau ist bunt, Herder 2006)

Ein Beispiel aus der Jesus-Bruderschaft in Gnadenthal. Im Ort gibt es ein großes Mehrgenerationenhaus mit zwölf Wohnungen. In der Mitte des Komplexes ist ein großes Atrium als Treffpunkt und Gemeinschaftsraum, dazu eine Kapelle für Andachtszeiten und eine große Küche. Die Kommunität nimmt hier bei Bedarf auch die Eltern der Mitbewohner auf, die die letzte Lebensphase dort verbringen können. Es ist nicht notwendig, dass Menschen ins Heim gehen, wenn man entsprechende räumliche Voraussetzungen in seinem eigenen Umfeld hat.

## Die Chancen kleiner Lebenskreise

Tischgemeinschaft und betende Gemeinschaft sind die beiden Grundpfeiler für gemeinsames Leben. Singlehaushalte sind modern, aber Ledige müssen nicht allein leben. **Gemeinsame Lebensbezüge bereichern mehr, als dass sie die individuelle Freiheit einengen!** Mit der Sammlung um den Essentisch fängt alles an – dazu kommt das gemeinsame Gebet. Wohn- und Tischgemeinschaft ist also eine der zentralen Chancen – gerade für junge Familien. Eine Familie mit Kindern zwischen 10 und 20 Jahren braucht dagegen eher einen eigenen Schutzraum. Kinder erfahren so vieles durch die Außenwelt, dass sie dann noch für zu enges gemeinsames Leben überfordert sein können. Die nächste große

Chance kleiner Lebenskreise ist es, gemeinsam alt zu werden. Es wird normal werden, bis 70 zu arbeiten – auch in den Kommunitäten. Auch als Rentner wird man in der Kommunität Aufgaben übernehmen. Im Alter braucht man dann aber abgeschlossene Wohnbereiche – und dennoch unter einem gemeinsamen Dach. Eine weitere Chance sind gemeinsame Gebetszeiten. Die Komplet (Nachtgebet) in Gnadenthal beginnt mit den Worten: „Ein ruhiges Ende und eine selige Nacht schenke uns der Herr.“ Gebet gibt dem Tag eine Ordnung, und wir sprechen uns gegenseitig den Frieden für den Alltag zu. In einer Lebensgemeinschaft lässt sich durch Gebet und Arbeit der Rhythmus des Lebens gemeinsam gestalten. Und schließlich kann man den Sonntag als Ruhetag gemeinsam feiern.

## Die Risiken des gemeinsamen Lebens

Es gibt aber nicht nur Chancen. Auch über die Risiken ist zu reden. Ein Risiko des gemeinsamen Lebens sind zunächst einmal unterschiedliche Erwartungen und Vorstellungen, die man mitbringt. Bonhoeffer sagt das ungefähr so: „Wer nur den Traum vom gemeinsamen Leben hat – und keinen realistischen Blick – steht in der Gefahr, sich selbst und andere zu schädigen“. Die Erwartungen, wie verbindlich und verpflichtend das Gemeinsame ist, müssen geklärt und klar ausgesprochen, besser aufgeschrieben werden. Ein zweites Risiko ist, dass aus der Euphorie und den Aktivitäten heraus eine ungesunde Geschäftigkeit die Gemeinschaft prägt. Was die Öffentlichkeit von so einer tollen Truppe erwartet, zählt dann mehr als die echte realistische Belastbarkeit der Menschen. Das führt zu emotionaler und psychischer Erschöpfung. Drittes Risiko: Aktivismus vor Kontemplation. Es zählt mehr, etwas zu tun als sich vor Gott Zeit zu nehmen. Nicht zur Ruhe kommen, nicht in das Hören, nicht in die Stille. Dann leidet die Beziehung zu Gott. Man ist aktiv, hat aber keine geistliche Richtschnur mehr.

Weitere Risiken von familiären Lebensgemeinschaften sind unterschiedliche Erziehungsstile, falscher Idealismus zu gemeinsamen Besitz (man redet über gemeinsamen Besitz, aber macht es doch nicht so richtig). Auch charismatisch dominante Leiter können ein Risiko für Gemeinschaften darstellen. Sie bringen etwas voran, bauen tolle Häuser, schaffen Konzepte und Geld heran. Aber sie können Treiber und Behinderer zugleich sein. Zuletzt besteht für Christen leider das Risiko, sich an theologischen Grundlagen zu zerstreuen: das Tauf- und Abendmahlsverständnis, die Frage der Rolle von Mann und Frau, von Familie, von der Leitung oder auch der Liturgie im Gottesdienst.

Doch trotz aller Risiken möchte ich dazu Mut machen, sich auf gemeinsames Leben einzulassen. Deshalb zum Schluss ein Zitat aus dem wiederbelebten Kloster Volkenroda. Dorothea Stäbler, eine der Mitbegründerinnen schreibt: „Das sogenannte gemeinsame Essen war der wichtigste Bestandteil von Anfang an. Wir aßen meistens bei Familie K. in der Küche. Wir kochten gemeinsam, halfen einander den Tisch zu decken und alles fertigzustellen. Herr K. kam mit großem Hunger aus dem Wald. Laut und fröhlich begrüßte er uns. Dann folgten die anderen aus den Klosterbüros. Einige kamen aus der Landwirtschaft. Die kleineren Kinder saßen auch mit am Tisch. Die Schulkinder kamen erst später. Es war wie in einer Großfamilie. Nicht wie in einer heiligen Familie! Wir teilten Konflikte und kämpften mit Nähe und Distanz. Es gab welche, die ein großes Mitteilungsbedürfnis hatten und andere, die eher ruhig waren. Ein Ehepaar war immer bemüht, diesem bunten Treiben etwas Struktur und Inhalt zu geben, indem wir uns geordnet austauschten oder Briefe für alle vorgelesen wurden. Es war nicht immer einfach, den unterschiedlichen Bedürfnissen aller an einem Mittagstisch Raum zu geben. Aber gerade weil wir so unterschiedlich waren, war dieses gemeinsame Essen in den ersten Jahren so wichtig und prägend für uns. Jeden Tag erfuhren wir irgendetwas voneinander, das brachte uns zusammen.“ Dieser persönliche Lebensbericht zeigt ein wenig, was gemeinsames Leben bedeuten kann. ■

Dr. Bertram Harendt, Vorstand Jesus-Bruderschaft e.V.,  
Trainer und Berater für systemisches Management,  
SMD-Aachen 1982 bis 1988, verheiratet, vier erwachsene Kinder

